

Über das Leben mit Hintergrundkonstruktionen, Wandlungsprozessen und Forschungswerkstätten - Zwischenbemerkungen zu Fritz Schütze

Riemann, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riemann, G. (2009). Über das Leben mit Hintergrundkonstruktionen, Wandlungsprozessen und Forschungswerkstätten - Zwischenbemerkungen zu Fritz Schütze. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 10(1), 151-160. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-336733>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Gerhard Riemann

Über das Leben mit Hintergrundkonstruktionen, Wandlungsprozessen und Forschungswerkstätten – Zwischenbemerkungen zu Fritz Schütze¹

Es gibt eine kurze Geschichte, die Fritz vor zehn Jahren (oder so) erzählt hat und die ihm einiges Vergnügen bereitet hat, ich weiß nicht, ob er sich noch daran erinnert und sie heute noch witzig findet: In dem Bus, mit dem er montags morgens sehr früh von Wattenbach aus, seinem Dorf in Nordhessen, nach Kassel gefahren sei, um dann mit dem Zug nach Magdeburg zu reisen, habe ihm ein anderer Wattenbacher Fahrgast, der auf dem Weg in seinen Betrieb gewesen sei, zugerufen: „*Bald haben wer's geschafft, Fritz.*“ Er habe damit gemeint: „*Bald gehen wir in Rente.*“ Damals konnte Fritz darüber lachen.

Mittlerweile sind zehn Jahre vergangen. „*Die Situation ist da*“, hätte Konrad Adenauer gesagt, m. a. W.: „*Jetzt haben wir den Salat.*“ Aber was heißt „Salat“? Es hat jetzt mehr Zeit für seine Familie und seine Forschung. Vielleicht geht er auch mal früher ins Bett.

Wir befinden uns laut Ankündigung im „festlichen Abendprogramm zur Würdigung von Prof. Dr. Fritz Schütze“, und dazu soll ich etwas beitragen. Fritz sagte mir vor ein paar Tagen, dass er es schwierig finde, die Dinge unter einen Hut zu bringen: in der Werkstattarbeit heute und morgen auf Zack zu sein und gut zu funktionieren und dann diese Feier, auf der er im Mittelpunkt steht. Ich habe ihn gefragt, ob er lieber an meiner Stelle sei, das konnte er sich dann doch nicht so recht vorstellen. Als ich über meine Rede nachdachte, meinte meine Tochter, die Sache sei schwierig und ich müsse aufpassen: Es könne sein, dass Fritz an den Stellen lache, an denen kein anderer lache, und umgekehrt.

Aber das Problem ist noch komplexer:

- Viele von denjenigen, die anwesend sind oder auf jeden Fall kommen wollten und vielleicht aus Krankheitsgründen verhindert sind, teilen eine lange Geschichte mit ihm, die bei einigen – ich denke an Günter Robert und Ralf Bohnsack – fast vierzig Jahre zurückreicht. Für viele ist diese Geschichte alles andere als belanglos. Fritz ist ziemlich vielen Leuten alles andere als egal. Alle diese Leute haben natürlich Vorstellungen darüber, was zu einem sol-

¹ Vortrag anlässlich der feierlichen Verabschiedung Fritz Schützes auf dem Methodenworkshop am 6.2.2009 in Magdeburg

chen Anlass zu sagen ist, und können mir hinterher leicht vorwerfen, nicht den richtigen Ton getroffen und nicht die richtigen Akzente gesetzt zu haben. Ich reiße mich zusammen, aber bin sicher, dass es einigen nicht lustig und anderen nicht feierlich genug wird. Auf alle Fälle möchte ich schon einmal Evi danken, der Frau von Fritz, die mir sinngemäß das Folgende sagte: „*Fritz weiß, dass er ein kluger Mann ist, das muss man ihm nicht jedes Mal wieder auf die Nase binden.*“ So.

- Eine andere Schwierigkeit besteht darin, dass er sich ungern feiern lässt. Anderen Professoren in einer vergleichbaren Situation macht das nicht so viel aus. Wie kürzlich in einem großen deutschen Magazin zu lesen war: „*Es war im Juni. Da reisten 300 Menschen aus 40 Ländern nach (ich maskiere den Text an dieser Stelle) A-Stadt, um den Hochschulforscher Prof. Dr. (ich maskiere) Theobald Rex in den Ruhestand zu verabschieden. (.....) Die Feier dauerte drei Tage. Am letzten Tag fuhr die internationale Festgesellschaft mit einem historischen Eisenbahnzug. (So etwas kann man sich, glaube ich, in A-Stadt für Kindergeburtstage mieten. Ich kenne die Stadt ganz gut. G. R.) Vor der Dampflokomotive mit Nummer 524544 stellten sich alle Mitreisenden rund um Rex zum Gruppenfoto auf. Es war eine der größten Abschiedspartys in der Geschichte der Universität A-Stadt.*“ Das kann ich mir bei Fritz jetzt nicht vorstellen. Dann schon lieber der Rahmen eines bundesweiten Workshops zur Qualitativen Bildungs- und Sozialforschung, zu dem viele Leute ohnehin anreisen und ganz ernsthaft über ihre Transkriptionen nachdenken und nur mit schlechtem Gewissen feiern.
- Und dazu kommt, dass es mir nicht ganz leicht fällt, Distanz zu gewinnen.

Ich habe keine Lust, hier etwas Wohlausgewogenes und Abschließendes zu einem Projekt oder Arbeitsleben zu sagen, das längst nicht abgeschlossen ist. Im Augenblick hat Fritz, glaube ich, mit so vielen Forschungsprojekten zu tun wie nie zuvor, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er mal den ganzen Tag im Liegestuhl zubringt – es sei denn, er kann dabei etwas schreiben oder Transkriptionen lesen. Ich mache – ganz bescheiden – Zwischenbemerkungen, kein Zwischengutachten, auch wenn viele der Anwesenden – besonders Barbara Arlt (die zumindest geistig anwesend ist, auch wenn sie leider nicht kommen konnte), Frau Hummelt, Frau Hampel, Nataliya Keindorf und Sophie Zybura (ich hoffe, ich habe keinen ausgelassen) – wissen, dass Fritz es besonders gerne mag, Gutachten zu schreiben und an Gutachten zu feilen. Na ja, manchmal auch nicht. Manchmal wird es zu viel.

Ich habe mich meiner Aufgabe genähert, indem ich mich an Geschichten erinnere. Ich dachte, das passt ja vielleicht zu dem Erhebungsverfahren des narrativen Interviews, mit dem Fritz hin und wieder in Zusammenhang gebracht wird. Damit habe ich ja auch schon begonnen, als mir „*Bald haben wer's geschafft, Fritz*“ eingefallen ist. Manchmal sind es auch nur Geschichten aus zweiter Hand, ich habe vieles nicht mitbekommen, was wichtig war.

Wenn es darum geht, dass ich vieles nicht mitbekommen habe, fällt mir eine Geschichte ein, die Fritz auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in Flensburg im letzten Sommer erzählt hat, als Theo Schulze, Ursula Apitzsch, Peter Alheit und er jeweils von ihrem Weg in die Biographieforschung berichteten. Fritz erwähnte u. a., dass er und ich, nachdem wir eine Zeitlang narrative Interviews mit Gemeindepolitikern durchgeführt hatten, begonnen hätten, autobiographisch-narrative Interviews durchzuführen, also Informanten zu bitten,

uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Diese Interviews seien sehr spannend, aber manchmal sehr lang gewesen. Und dann meinte er: „*Wir sind auch mal dabei eingeschlafen.*“ Und dann kriegte er sich nicht mehr ein vor Lachen und schaute mich demonstrativ an, so dass vielen der Anwesenden klar sein musste, dass nicht „wir“ eingeschlafen waren. Ich gebe zu: Ich bin eingeschlafen. (Es war auch schon sehr spät am Abend, dann läuft Fritz – im Unterschied zu den meisten von uns – zur Hochform auf; ich komme darauf zurück.) Ich bin aber auch wieder aufgewacht, und die Teile der Erzählung, die ich zwischendurch mitbekommen habe – es ging um eine missglückte Auswanderung nach Kanada – waren wirklich sehr spannend. Ich finde nur, Fritz hat über dieses Ereignis zu wenig nachgedacht, als er seine Empfehlungen zur Durchführung narrativer Interviews aufschrieb: Rezeptionssignale („mhm“ usw.) sind nämlich unnötig, um den Erzähler in Gang zu halten, das Geheimnis eines erfolgreichen Interviews liegt in der Ruhe, die der Zuhörer ausstrahlt.

Aber ich würde es mir zu einfach machen, nur solche Geschichten aneinanderzureihen. Ich will mich – in einer sehr persönlichen und unsystematischen Auswahl – fünf Themen zuwenden, die mir im Zusammenhang mit „Zwischenbemerkungen zu Fritz Schütze“ wichtig erscheinen. (Manchmal fallen mir dabei Geschichten ein, manchmal nicht.) Ich beginne mit dem, was heute und morgen in Magdeburg geschieht.

1. Die Bedeutung von werkstattförmiger Arbeit

„Workshop“ heißt verdeutscht „Werkstatt“. Das, was in Magdeburg im Rahmen des „bundesweiten Workshops“ abläuft, wenn sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der einzelnen Arbeitsgruppen über Texte beugen, Striche ziehen, die Transkriptionen mit merkwürdigen Zeichen versehen und sich über die Materialien verständigen (das machen sie natürlich sehr unterschiedlich, je nach dem, in welcher Arbeitsgruppe sie gelandet sind) – alles das hat eine lange Vorgeschichte. Und zu dieser Vorgeschichte gehört insbesondere Fritz Schütze. Die Einführung und Reflexion von – dem Anspruch nach – egalitären, von Wechselseitigkeit geprägten, werkstattförmigen Formen der kommunikativen Erkenntnisbildung ist sehr stark mit seinem Namen verbunden. Ein bundesweiter Workshop ist schon der passende Rahmen für eine solche Abschiedsfeier.

Aber natürlich sollte man dabei im Auge behalten, dass eine Forschungswerkstatt im ursprünglichen Sinn noch etwas anderes ist als das, was wir heute und morgen in den einzelnen Arbeitsgruppen unter einem großen Zeitdruck machen, wenn wir einmalig in einer bestimmten Zusammensetzung zusammenkommen. In einer Forschungswerkstatt im eigentlichen Sinn entstehen lokale Traditionen und Arbeitsstile (worauf insbesondere Bettina Dausien hingewiesen hat), die Zusammenarbeit ist von einer großen Verbindlichkeit geprägt, man achtet nicht auf die Zeit.

Fritz hat damit eigentlich schon an der Fakultät für Soziologie und der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld in den siebziger Jahren begonnen, als er zusammen mit Werner Kallmeyer, Elisabeth Gülich und anderen über einen langen Zeitraum das Forschungskolloqui-

um „Wissen-Sprache-Interaktion“ durchführte – ein Kolloquium, an dem sich auch schon Studentinnen und Studenten mit eigenen Beiträgen beteiligten. Während seines Aufenthaltes bei Anselm Strauss in San Francisco kam er sehr stark mit dem von Anselm Strauss geprägten Stil einer kommunikativen Erkenntnisbildung in Berührung – vor allem durch die Teilnahme an den Treffen des Forschungsprojekts zur „sozialen Organisation medizinischer Arbeit“. In seiner Tätigkeit am Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel prägte sich dann der Stil von Werkstattarbeit aus – vor allem in Zusammenarbeit mit Studierenden der Sozialen Arbeit und der Supervision –, wie er bis heute (auch hier in Magdeburg) praktiziert wird.

Eine Reihe der heute Anwesenden war zu unterschiedlichen Zeiten in Kassel dabei, z.B. Thomas Reim, Dieter Nittel, Harry Hermanns, Bärbel Treichel, Peter Straus, Michael Appel, Monika Müller, Ulrich Reitemeier, Rose Gebhart-Hermanns und Angelika Stötzel; Lena Inowlocki wäre gerne gekommen, ist aber durch Prüfungstermine verhindert. Marek Czyzewski, Andrzej Piotrowski und Günter Robert haben während ihrer Dozenturen in Kassel auch häufig mitgemacht. Fritz hat diese Arbeit – zusammen mit Thomas Reim, Peter Straus, Carsten Detka, Monika Müller, Michaela Froberg, Conny Wolter und anderen – in Magdeburg fortgesetzt. Eine besondere Bedeutung bekamen für ihn die englischsprachigen trinationalen Forschungswerkstätten in Zusammenarbeit mit Studierenden und Dozenten aus Magdeburg (vor allem Bärbel Treichel), aus Lodz (Kaja Kazmierska und Andrzej Piotrowski), Bangor/Wales (Aled Griffiths, John Borland und Howard Davis) und Bamberg. Darauf komme ich noch einmal kurz zurück.

Ich hatte eben erwähnt, dass ein Merkmal einer solchen Werkstattarbeit darin besteht, dass man nicht auf die Zeit achtet. Es geht darum, dass ein Arbeitsschritt abgeschlossen wird – zumindest soweit, dass die studentische Forscherin oder der studentische Forscher genug Anregungen erhalten hat, um selbständig zu Hause weiterzuarbeiten -, ohne dass nach anderthalb Stunden der Griffel fällt. Das kann manchmal ziemlich spät werden, es kann passieren, dass einzelne Teilnehmer – um es in der Sprache von Altenpflegeheimen auszudrücken – „weglaufgefährdet“ sind und bedauerlicherweise keinen ausreichenden Enthusiasmus entwickeln.

Davon handelt eine weitere Geschichte – eine Geschichte aus zweiter Hand, über die ich mich vor kurzem mit Thomas Reim unterhalten habe. Ich war nicht dabei, ich habe wahrscheinlich schon geschlafen. Vielleicht kann ein anderer der hier Anwesenden erzählen, wie es sich tatsächlich zugetragen hat. Keine besonders komplizierte Geschichte. Es geht nur darum, dass der studentische Forscher, dessen Datenmaterial im Mittelpunkt des Treffens stand, nach vier Stunden (oder so) Ermüdungserscheinungen zeigte, also „weglaufgefährdet“ war, und daraufhin der Raum abgeschlossen wurde. Spät in der Nacht stand dann auf jeden Fall ein schönes theoretisches Modell.

Heute könnte sich der Student gegen solche Übergriffe besser wehren als damals, weil ihn die Struktur eines modularisierten Studiengangs schützt. Wenn sich das heute abgespielt hätte, hätte er erfolgreich argumentieren können, dass die Obergrenze seiner vorgeschriebenen Präsenzzeiten im Workload des entsprechenden Moduls gnadenlos missachtet wurde, und so etwas hätte er sich nicht gefallen lassen müssen.

So wird sich die Geschichte sicher nicht zugetragen haben. (Das gehört vermutlich in die Rubrik „Forschungswerkstatt-Folklore“ oder – allgemeiner – „sa-

genhafte Geschichten von heute“, wie sie der Göttinger Volkskundler Rolf Wilhelm Brednich gesammelt hat.) Fritz ist ein friedfertiger Mensch, dem solche brachialen Methoden fremd sind. Er hat vielleicht gesagt: „Das sollten wir heute Abend noch durchziehen.“ Irgendjemand hat vielleicht im Spaß gemeint: „Alle Eingänge werden versperrt, der Gang zur Toilette ist nur in Begleitung möglich.“ Und dann entwickelt sich das so fort: „Alle Eingänge wurden versperrt.“ Und jeder weiß, dass es nicht so war, aber irgendwie passt es schon. Denn Teilnehmer von Forschungswerkstätten machen – abgesehen von Fritz – manchmal die Erfahrung, dass sie am Schluss ziemlich müde sind.

Auch wenn Fritz immer wieder bekräftigt, dass er in Forschungswerkstätten viel von anderen lernen kann (auch von Studentinnen und Studenten, die noch nicht in die entsprechenden Forschungsverfahren einsozialisiert sind): Er freut sich durchaus, wenn er anderen etwas erzählen kann, von dem der andere keinen blassen Schimmer hat. Z.B. wenn es um Giraldus Cambrensis geht, einen normannisch-walisischen Historiker und Volkskundler aus dem 12. Jahrhundert, oder den bedeutenden chinesischen Historiker Szuma-Chien im klassischen China und die Besonderheiten seines historischen Erzählens und Argumentierens. (Im letzten Sommersemester hat er gemeinsam mit Martin Dreher, einem Historikerkollegen von der Uni Magdeburg, ein Seminar über „die klassischen Historiker als Schöpfer von Weltsichten“ abgehalten, in dem die Geschichtsschreibung von Herodot, Thukydides und eben Szuma-Chien verglichen wurde.) Und mein Eindruck ist, dass er sich durchaus freut, dass er dem anderen etwas erzählen kann, wovon dieser nichts versteht. Ich vermute, dass er weiß, dass der andere weiß, dass er weiß, dass sein Gegenüber nicht viel davon versteht. Da bleibt dem Gegenüber nur die stille Hoffnung, dass Fritz bei der Aussprache des Namens des chinesischen Historikers ziemlich daneben liegt und nicht die richtige Tonhöhe trifft, so dass ein chinesischer Gesprächspartner nicht verstehen würde, von wem gerade die Rede ist. Aber sicher bin ich da nicht. Es ist zwar lange her, aber er hat ja auch mal Sinologie studiert.

2. Die Entstehung und Vertiefung von Forschungsfragestellungen in der Zusammenarbeit mit Studierenden

Ich komme auf Fritz' Affinität zu bestimmten Forschungsfragestellungen gleich noch einmal zurück, hier möchte ich nur auf einen Aspekt hinweisen, der an den letzten Punkt anschließt: nämlich dass bei ihm – ähnlich wie bei Anselm Strauss und Everett Hughes – die Kommunikation mit Studentinnen und Studenten immer wieder wichtig war, um bestimmte Fragestellungen zu entdecken oder zu vertiefen. Vielleicht hat das den Charakter von „Eulen nach Athen tragen“, wenn ich das hier in Magdeburg zur Sprache bringe, mein Eindruck ist nur, dass das in den akademischen Zusammenhängen, die mir vertraut sind, alles andere als selbstverständlich ist. Wenn so etwas gelingen soll, setzt das voraus, dass sich bestimmte soziale Arrangements des Lehrens und Lernens entwickeln und erhalten, die keineswegs selbstverständlich sind und auch immer wieder verschwinden können. Fritz hat einige Anstrengungen unternom-

men, solche Arrangements zu schaffen. Meine Erfahrung ist z. Z. dass es z.B. immer schwieriger wird, Forschungswerkstätten als wichtiges Ausbildungselement zu legitimieren, und dass Freiräume und Phasen einer offenen Suche, in denen intellektuelle Neugierde und Kreativität entstehen können, eher entmutigt werden.

Fritz bezieht sich auf Studierende immer wieder als Mitforscherinnen und Mitforscher, von denen er aufgrund ihrer Erfahrungen in bestimmten Realitätsbereichen oder aufgrund ihrer Fragen und Zweifel etwas Interessantes lernen kann. In Kassel sprach er manchmal anerkennend davon, ein bestimmter Student oder eine Studentin habe „etwas in den Nüstern“, um zum Ausdruck zu bringen, dass er oder sie eine interessante Spur verfolgen würde. Ich kenne die Formulierung sonst nicht, ich vermute, sie stammt aus Westfalen.

Vor kurzem erwähnte er, wie sich das Forschungsinteresse an kollektiver und europäischer Identitätsarbeit, das zur Zeit im Rahmen eines europäischen Forschungsprojekts unter Beteiligung von Gruppen von Sozialwissenschaftlern aus sieben Ländern verfolgt wird, ursprünglich im Zusammenhang der eben erwähnten trinationalen Forschungswerkstätten und auch ethnographischen Exkursionen mit Studentinnen und Studenten nach Wales herauskristallisiert habe, z.B. in der Beobachtung lebhafter Diskussionen zwischen deutschen und polnischen Studierenden, in denen es darum gegangen sei, wie nationale Orientierungen und Nationalismen zu bewerten seien.

Die Entwicklung seiner biographie- und professionsanalytischen Arbeiten wurde sehr stark dadurch befördert, dass er es in der Kasseler Forschungswerkstatt mit berufserfahrenen Studierenden der Supervision zu tun hatte, außerdem mit Studierenden der Sozialen Arbeit, die auch ausgedehnte Praxiserfahrungen gesammelt hatten. Er hat die grundlegenden Analysen zu professionellen Paradoxien und zu Prozessstrukturen des Lebensablaufs, insbesondere Verlaufskurven des Erleidens, **vor** der Begegnung mit diesen Studentinnen und Studenten durchgeführt, aber man kann sicher sagen, dass sich die Analysen in der Begleitung der Forschungsarbeiten seiner Studentinnen und Doktorandinnen vertieften und ausdifferenzierten.

3. Beiträge zur Fundierung der professionellen Ausbildung und Praxis

Eine Erziehungswissenschaftlerin sagte mir vor einiger Zeit, sie schreibe es vor allem Fritz Schütze zu, dass sich die Soziale Arbeit in Deutschland für qualitative Verfahren bzw. Verfahren einer sozialwissenschaftlichen Fallanalyse geöffnet habe. Es gibt neuere Entwicklungen, die stichwortartig mit Begriffen wie „rekonstruktive Sozialpädagogik“ oder „rekonstruktive Sozialarbeitsforschung“ gekennzeichnet werden – Entwicklungen, die von der Einsicht geprägt sind, dass es eine besondere Affinität zwischen sozialwissenschaftlichen und praktisch-professionellen Verfahren der Fallanalyse gibt. Wenn man diese Einsicht ernst nimmt, sind damit radikale Folgen für die Organisation der professionellen Sozialisation verbunden – für die Art und Weise, in der angehende Professionelle zu Sozialforschern in eigener Sache werden, sich biographieanalytische,

interaktionsanalytische und ethnographische Kompetenzen aneignen und eigenständige sozialwissenschaftliche Beiträge leisten können (unabhängig davon, ob es sich jetzt um FH- oder Universitätsausbildungen handelt). Auch lassen sich professionelle Handlungsformen und Weisen der Selbstreflexion und Selbstvergewisserung auf diese Weise entwickeln und fundieren, wenn man beispielsweise an die Arbeiten von Fritz (zusammen mit anderen) im Rahmen eines vor zwei Jahren abgeschlossenen Leonardoprojekts der EU zur „biographischen Beratung in der beruflichen Rehabilitation“ denkt. Er hat wesentlich dazu beigetragen, das implizite Professionsverständnis in der Tradition des Chicagoer Interaktionismus herauszuarbeiten und zu systematisieren, und er hat sich zu den Grundlagen professioneller Arbeit, zu den hier benötigten Ausbildungsformen, zu professionellen Paradoxien und zu Fehlern bei der Arbeit viel einfallen lassen – nicht nur mit Blick auf die Sozialarbeit, sondern auch mit Blick auf professionelles Handeln in der Schule und in der Supervision (auch wenn das alles in der Welt der Supervision, wie sie sich in den letzten Jahren entwickelt hat, anscheinend nicht auf besonders fruchtbaren Boden gefallen ist). Sein besonderes Interesse gilt der medizinischen Arbeit, was in zwei Forschungsprojekten in den letzten Jahren (zur Diabetesbehandlung und zur Akupunktur) zum Ausdruck kommt und auch in einem DFG-Projekt, das er zusammen mit Dieter Nittel beantragt hat und demnächst anläuft.

Ich möchte hier nicht in die Details gehen. Für mich – und ich glaube auch: für eine Reihe von anderen Kolleginnen und Kollegen, die an Fachbereichen oder Fakultäten für Soziale Arbeit tätig sind – bleiben die professionsanalytischen Studien von Fritz in unterschiedlicher Hinsicht zentral für unsere Forschung und Lehre, auch was seine Bereitschaft betrifft, eine fallspezifische Kritik an der Praxis zu üben: Reziprozitätsverletzungen, Machtmissbrauch und Beispiele von „Zwangskommunikation“ beim Namen zu nennen. Die Studien und auch die Erinnerung an den Stil seiner forschungsbezogenen Ausbildung angehender Sozialpädagoginnen und Sozialarbeiter sind hilfreich, um mir immer wieder vor Augen zu führen, was eigentlich in der Ausbildung möglich ist und was angesichts technokratischer Zurichtungen, Fehlentwicklungen auf unterschiedlichen Ebenen und Tendenzen der sozialen Schließung gegenüber der Sozialarbeitsprofession verloren geht. (Ich stehe, wenn ich das sage, unter dem Eindruck von reaktionären Entwicklungen an der Universität Bamberg.) Seine Grundhaltung gegenüber (angehenden) Praktikern der Sozialen Arbeit ist – ähnlich wie bei seinem Kasseler Kollegen Florian Tennstedt – von großem Respekt geprägt. Ich erwähne diese Selbstverständlichkeit, weil sie unter Dozenten an den entsprechenden Ausbildungsstätten in Deutschland eben noch nicht überall selbstverständlich ist.

Ich muss zugeben, dass das doch alles reichlich oder übermäßig feierlich und getragen klingt, wenn man das mit dem Anfang meiner Rede heute Abend vergleicht. Ich hatte mir vorgenommen, dass meine Rede bloß nicht wie eine Laudatio klingen sollte. Mir ist beim Schreiben nur noch einmal sehr deutlich geworden, was ich Fritz in diesem Zusammenhang verdanke, und da ließ sich das nicht ganz vermeiden. – Es kann sein, dass es in diesem Stil noch etwas weitergeht.

4. Brückenschläge und die Entdeckung von Neuem

Soziologie und Linguistik, Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Narrationsanalyse und Psychoanalyse, in der letzten Zeit – in der Auseinandersetzung mit kollektiven Identitäten und europäischer Identitätsarbeit – Geschichtswissenschaft und Soziologie: Wenn man auf Fritz' Arbeiten seit Beginn der siebziger Jahre zurückblickt – einschließlich der offenen Rezeption unterschiedlicher interpretativer Ansätze durch die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, die von ihm in Verbindung mit Joachim Matthes organisiert worden war –, so fällt auf, dass er immer wieder Brücken schlägt und Disziplinen und Ansätze zusammenbringt, deren Vertreter entweder keine Notiz voneinander nehmen oder sich misstrauisch belauern. Und dabei geht es ihm nicht um die Verwischung von Grenzen aus Prinzip, sondern darum, bestimmte Fragestellungen zu verfolgen, die sich im Rahmen herkömmlicher disziplinärer (und anderer) Abgrenzungen nicht mehr bearbeiten lassen. Was dann entsteht, gehört – wie im Fall seines Stils der Biographieanalyse auf der Grundlage narrativer Interviews – nicht mehr einer Disziplin. Es entstehen Diskurszusammenhänge von Erziehungswissenschaftlern, Soziologen und Vertretern anderer Disziplinen und Professionen, in denen die disziplinäre Selbstverortung und -behauptung für alle praktischen Zwecke irrelevant geworden sind.

Wenn ich in diesem Zusammenhang an die siebziger Jahre denke, so war seine Zusammenarbeit mit Werner Kallmeyer, einem Linguisten, entscheidend, um unterschiedliche Ordnungsebenen der Interaktion zu analysieren – auch Handlungsschemata und Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung (Erzählen, Argumentieren und Beschreiben), denen die ethnomethodologische Konversationsanalyse mit ihrer ausschließlichen Fokussierung auf Aspekte der Gesprächsorganisation keine Beachtung schenkte. Ich erinnere mich, dass ihre Form einer komplexen Interaktionsanalyse damals unter Soziologen, die ein engeres Verständnis von Konversationsanalyse hatten, auf große Vorbehalte stieß.

Die Entwicklung des narrativen Interviews und der darauf bezogenen Analyseverfahren lässt sich nur verstehen als gezielte Überschreitung von Grenzen: Fritz nutzte Analysehaltungen und –verfahren der Konversationsanalyse, um Fragen zu verfolgen, die in der Konversationsanalyse selbst keine Rolle spielten. Wenn er am Ende der siebziger Jahre in der konversationsanalytischen Bearbeitung autobiographisch-narrativer Interviews suprasegmentale Markierer entdeckte, die in großer Regelmäßigkeit immer wieder auf bestimmte Prozessstrukturen des Lebensablaufs verwiesen, wurde diese Einsicht bedeutsam für die Gestalt, die die heutige sozialwissenschaftliche Biographieforschung angenommen hat. Heute sprechen viele von uns mit einer großen Selbstverständlichkeit von solchen Prozessstrukturen – etwa Verlaufskurven des Leidens – und verständigen uns darüber, wie wir sie in formal-inhaltlichen Textanalysen identifizieren. Dass biographische Leidensprozesse in einer intersubjektiv kontrollierbaren Weise zu einem Untersuchungsgegenstand in den Sozialwissenschaften werden konnten, war vor nicht allzu langer Zeit noch nicht denkbar.

Ich komme zum letzten Punkt, den ich aus Zeitgründen nur streifen möchte:

5. Zum Zusammenhang von Lebensgeschichte und soziologischen Themen

Fritz spricht sehr offen über die Bedeutung bestimmter lebensgeschichtlicher Erfahrungen für die Ausprägung seiner Suchhaltungen und soziologischen Fragestellungen: beispielsweise die Signifikanz seiner langen Krankenhausaufenthalte in seiner Kindheit und Jugend, die ihn für Missverständnisse in der Kommunikation und die Fehler von Professionellen sensibilisiert habe. Oder die Bedeutung der Lektüre von Kafka und Dostojewski, die aufgrund der Verwendung von Quasi-Transkripten sein Interesse an Interaktionsanalysen befördert habe. Der Bezug auf Kafka wird bei ihm verschiedentlich wichtig im Zusammenhang mit der Untersuchung von Basisregelverletzungen, anomischer Kommunikation und Verlaufskurvenerfahrungen. Während seiner USA-Aufenthalte wurde er – in einer für ihn unerwarteten und auch irritierenden Weise – mit seiner Zugehörigkeit zur Kollektivität der Deutschen konfrontiert und entwickelte zusammen mit Anselm Strauss ein Interesse am Vergleich von Kriegserfahrungen von Deutschen und Amerikanern. Das Interesse an kollektiven Identitäten kommt schon in der frühen Gemeindestudie in den siebziger Jahren zum Ausdruck und wurde wieder aufgegriffen in dem aktuell laufenden EU-Projekt zur europäischen Identitätsarbeit, an dem eine Reihe der hier Anwesenden – ich erwähne nur Anja Schröder, Ulrike Nagel und Bärbel Treichel – mitmachen – gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus anderen europäischen Universitäten.

Mit diesen wenigen Anmerkungen möchte ich nur andeuten, dass sich ein solches facettenreiches Werk oder Projekt nicht verstehen lässt, wenn man nicht auch lebensgeschichtliche Bezüge herstellt.

Ach ja, mir fallen noch Bud Spencer und Colombo als zwei Figuren ein, denen Fritz viel abgewinnen kann, aber ich will jetzt in diesem Zusammenhang keine Verbindung zu seinen Arbeiten herstellen. Bei Colombo geht das, bei Bud Spencer muss ich passen.

6. Abschlussbemerkung

Am Schluss kehre ich an den Anfang meiner Rede zurück, als ich davon sprach, was in dem großen deutschen Magazin über die Abschiedsparty von Herrn Professor Theobald Rex stand. Ich lese noch den ersten Satz des nächsten Absatzes vor: „*Anschließend (also im Anschluss an die Abschiedsparty, G. R.) ging Rex in sein Büro und machte weiter wie die drei Jahrzehnte in A-Stadt zuvor.*“

Ich stelle einen Unterschied zu Fritz fest: Fritz geht heute Abend – im Anschluss an die Abschiedsparty – nicht in sein Büro: Er kehrt in seine Wohnung zurück, aber geht nicht schlafen, sondern analysiert noch die Transkriptionen eines Teils seiner Gäste. Hier kommen die im Titel des Vortrags angekündigten Hintergrundkonstruktionen ins Spiel. Die musste ich noch irgendwo unterbringen.

Und ich wünsche mir einen Unterschied: Fritz macht in den nächsten dreißig Jahren nicht weiter wie in den drei Jahrzehnten zuvor, er macht nur noch das,

was ihm Spaß macht, und hält sich das andere vom Leib. Bzw. besser: Evi und Fritz machen nur noch das, was ihnen Spaß macht, und halten sich das andere vom Leib.

Ich schließe mit der Erzählkoda eines der narrativen Interviews aus der Gemeindemachtstudie, bei dem ich dabei war, aber *nicht* eingeschlafen bin: „*Was soll ich Ihnen sonst noch dazu sagen, Herr Schütze? Ist nicht viel nich? – eh – ist auch – eh – nichts von Bedeutung ((lacht)) aber!*“